

»Schaut hin!«

Herkunft und Intelligenz ihrer Schüler können Lehrer nicht ändern, den eigenen Unterricht aber wohl, sagt der Schulforscher John Hattie

DIE ZEIT: Seit zwanzig Jahren werten Sie die weltweit wichtigsten empirischen Studien zu Schülerleistungen aus. Die Bücher, die daraus entstanden sind, haben Sie zum derzeit international einflussreichsten Lernforscher gemacht. Was hat Sie zu solch einem Unternehmen getrieben?

John Hattie: Als ich an der Universität begann, haben mir Kollegen viele Ratschläge gegeben, wie das Lernen der Zukunft aussehen sollte. Manche empfahlen Computer und Lernspiele, andere schworen auf das forschende Lernen. Wieder andere betonten die Kommunikation zwischen Lehrern und Schülern. Und jeder hatte eine Studie parat, die belegen sollte, dass seine Methode die beste sei. Das machte mich skeptisch. Ich schaute mir die Studien genauer an und begann zu vergleichen.

ZEIT: Sie fragten sich: Was wirkt?

Hattie: Nein, ich fragte: Was wirkt am besten? Irgendeinen Effekt hat jede Unterrichtsmethode. Schüler lernen in der Schule fast immer etwas. Ich möchte aber wissen, was man tun kann, damit Schüler die größten Lernfortschritte machen. Das muss der Maßstab sein für jede Art von Schulreform.

ZEIT: Sie stellen ein Ranking der wirksamsten Faktoren für guten Unterricht auf. Vereinfachen solche Ranglisten nicht zu sehr?

Hattie: Das Ranking bringt die Faktoren, die die Schülerleistungen beeinflussen, in eine Reihenfolge. Gleichzeitig bündelt es die Aufmerksamkeit auf meine Botschaft: Das, worauf es ankommt, spielt sich nämlich im Unterricht ab, im Klassenraum, wo sich Lehrer und Schüler begegnen. Die Rahmenbedingungen von Schule dagegen – die Schulstrukturen oder das investierte Geld – haben nur geringen Einfluss. Leider wird in der Bildungsdebatte genau umgekehrt diskutiert.

ZEIT: Aber könnte Ihr Ranking in zehn Jahren nicht völlig anders aussehen?

Hattie: Meinen ersten Artikel zu den Effektivitäten pädagogischer Interventionen habe ich 1991 veröffentlicht. Mittlerweile haben meine Mitarbeiter und ich 960 Metastudien mit 260 Millionen beteiligten Schülern ausgewertet. Dabei hat es im Ranking natürlich Verschiebungen gegeben. Die Kernaussage ist jedoch dieselbe geblieben: Es kommt auf den guten Lehrer an. Ohne Frage aber kann sich in der Zukunft etwas tun.

ZEIT: Ist das die größte Schwäche Ihres evidenzbasierten Ansatzes?

Hattie: Ich glaube schon. Alles, was ich in meine Forschung integriere, gehört ja der Vergangenheit an. Nehmen wir die Frage der Klassengröße ...

ZEIT: ... gut, dass Sie selbst drauf kommen.

Hattie: Na ja, es gibt keine Diskussion mit Lehrern ohne das Thema. Es bringt mir immer den Vorwurf ein, von Schule keine Ahnung zu haben. Und theoretisch haben die Kritiker recht. Verkleinert man die Klasse, kommen die Schüler öfter dran, und der Lehrer kann sich dem Einzelnen besser widmen. In der Praxis sieht es bislang so aus, dass sich der Unterricht nicht ändert, egal ob im Klassenzimmer 30 oder 20 Schüler sitzen. Deshalb hat die Reduzierung der Klassengröße kaum einen Effekt auf die Lernleistung.

ZEIT: Sie reduziert aber den Stress für die Lehrer.

Hattie: Auch da gibt es eher gegenteilige Befunde. Die Arbeit wird weniger, gewiss. Doch wenn der Unterricht mit 30 Schülern Stress bereitet, hat es in kleineren Klassen nicht viel leichter. Eine Metaanalyse zum Thema zeigt sogar, dass Lehrpersonen in Klassen mit 15 Lernenden selber mehr reden als in Klassen mit 30 Schülern.

ZEIT: Überfordern Sie die Lehrkräfte nicht, wenn Sie sie für den Lernfortschritt ihrer Schüler verantwortlich machen?

Hattie: Zum Lernen gehören immer zwei: der Lehrer wie der Schüler mit seiner Motivation, seinen Talenten und seiner Herkunft. Auf die Grundintelligenz ihrer Schüler haben Lehrer aber kaum Einfluss. Und jeder weiß zwar, dass sich die Leistungen verbessern, wenn die Armutsrate sinkt, was die Schulen aber ebenso wenig befördern

können. Was Schulen hingegen sehr wohl verändern können, ist das Verhalten ihrer Lehrer. Das ist ihre Aufgabe.

ZEIT: Das passiert tagtäglich in vielen Schulen.

Hattie: Richtig! Es gibt unglaublich gute Lehrer, die sich für ihre Schüler verantwortlich fühlen, ihren Unterricht immer wieder hinterfragen und verbessern. Interessanterweise haben sie die gleichen schwierigen Schüler, unterrichten in denselben großen Klassen, unter den gleichen Rahmenbedingungen – und sind erfolgreich. Warum sollen ihre Kollegen nicht auch das Gleiche schaffen?

ZEIT: Jammern Lehrer also zu viel?

Hattie: Das will ich nicht behaupten. Aber zu viele Lehrer denken immer noch, wenn sie nur mehr Zeit, größere Räume, bessere Ressourcen hätten, würden sie mehr erreichen. Für einige mag das stimmen. Was die meisten jedoch brauchen, ist kein Mehr, sondern ein Anders. Wenn der Unterricht die Schüler nicht erreicht, muss man den Unterricht verändern. So einfach ist das.

ZEIT: Was also ist ein guter Lehrer?

Hattie: Ein guter Lehrer setzt hohe Erwartungen. Er schafft ein fehlerfreundliches Klima in der Klasse, stellt auch sein Handeln immer wieder infrage, evaluiert seinen eigenen Unterricht fortlaufend und arbeitet mit anderen Lehrern zusammen.

ZEIT: Sie beschreiben den guten Lehrer zudem als Regisseur des Unterrichts und stellen ihm den Moderator gegenüber. Warum diese Unterscheidung?

Hattie: Die Vorstellung, dass Schüler sich natürlicherweise entwickeln, wenn der Lehrer als ein Moderator lediglich Material und Gelegenheit gibt, ist zwar sympathisch. Leider aber gibt es wenig Evidenz, dass das funktioniert. Bei begabteren Schülern mag das noch klappen. Für die meisten Lerner ist der Ansatz jedoch höchst ineffizient. Ich habe nichts gegen das entdeckende Lernen. Ich glaube aber, dass sich der Lehrer für den Lernerfolg seiner Schüler zuständig fühlen muss.

ZEIT: Das kann ein Moderator ebenso gut.

Hattie: Aber die Haltung und die Praxis unterscheiden sich. Ein Lehrer muss erkennen, dass es seine Aufgabe ist, die Lernenden zu verändern, sie immer wieder herauszufordern und an ihre Grenzen zu bringen. Die meisten Schüler, wie auch Erwachsene, setzen sich eher bescheidene Ziele. Wenn sie in der letzten Prüfung eine Drei hatten, peilen sie das nächste Mal eine Drei plus an.

ZEIT: Aus Schutz vor Enttäuschung.

Hattie: Möglich, aber Lehrer müssen mit dieser Haltung brechen. Denn wer glaubt, dass er mittelmäßig ist, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch mittelmäßig abschneiden. Die Überzeugung von der Selbstwirksamkeit ist ein wichtiger Erfolgsfaktor. Das wissen wir nicht nur aus vielen Studien. Wenn wir uns selbst an gute Lehrer erinnern, dann waren es solche, die uns als Schüler viel zugehört haben, die mehr in uns gesehen haben als wir selbst. Leider können die meisten Erwachsenen sich nur an zwei, drei solche Lehrer erinnern – von vielleicht zwanzig oder dreißig, die sie hatten. Guter Unterricht ist so wie *Angry Birds* spielen.

ZEIT: Sie meinen das Computerspiel, bei dem Vögel Mauern und Häuser zertrümmern?

Hattie: Richtig. Wie die meisten Computerspiele weiß das Programm immer genau, auf welchem Fähigkeitsniveau Sie gerade spielen, und setzt dementsprechend das nächste Level etwas höher an. Dieses Ziel darf Sie nicht langweilen, aber auch nicht zu schwer sein, damit Sie wieder und wieder versuchen, die nächste Runde zu erreichen. Das ist genau das, was Lehrer machen müssen, wenn sie Ziele setzen.

ZEIT: Ist Ihr Lieblingsthema deshalb Feedback?

Hattie: Feedback gehört zu den effektivsten Instrumenten, um den Lernerfolg zu steigern. Gleichzeitig ist es anscheinend sehr schwierig, Schülern eine Rückmeldung zu geben, die ankommt und Wirkung zeigt. So verwechseln viele Lehrer Feedback mit Noten. Auch Lob allein ist kein gutes

Feedback. Gutes Feedback meldet dem Schüler zurück, wie er die Aufgabe bearbeitet hat, wo er richtige, wo falsche Wege gegangen ist und wie er noch anspruchsvollere Ziele erreichen kann. Dafür muss der Lehrer mit dem Schüler sprechen, schriftliche Kommentare austauschen. Er muss ein Klima schaffen, in dem sich Schüler trauen, Fehler zu machen. Diese sind besonders hilfreich, um besser zu lernen. Gleichzeitig lernt der Lehrer dabei etwas für seinen Unterricht.

ZEIT: Inwiefern?

Hattie: Auch ein Lehrer braucht Rückmeldung über seinen Unterricht. Er muss stets wissen, wo seine Schüler gerade stehen, was sie verstanden haben, welchen Irrtümern sie gerade nachgehen. Nur so kann er sich selbst immer wieder infrage stellen und seinen Unterricht anpassen. Das meine ich, wenn ich von *visible teaching* spreche. Ein guter Lehrer muss seinen eigenen Unterricht durch die Augen der Lernenden sehen, sich also ständig selbst evaluieren.

ZEIT: Sie behaupten, dass Lehrer nicht wissen, wie ihr Unterricht bei den Schülern ankommt?

Hattie: Lehrer überschätzen Schüler ständig. Deshalb müssen sie immer wieder Gelegenheiten schaffen, herauszufinden, wie ihr Unterricht wirklich wirkt. Mit kleinen Tests etwa oder Diskussionen über Lösungswege der Schüler untereinander. Da kann der Lehrer die Schüler quasi denken hören.

ZEIT: Welche Rolle spielen dabei andere Lehrer?

Hattie: Eine enorm wichtige. Viele Lehrer haben ein falsches Verständnis von Autonomie. Sie arbeiten weder mit ihren Kollegen zusammen, noch begutachten sie gegenseitig ihren Unterricht. Ja, sie sprechen nicht einmal darüber. Forscher haben beobachtet, worüber Lehrer in den Pausen reden, und das in Minuten gemessen. Dabei kam heraus, dass Lehrer viel über Schüler reden, ebenso über Lehrinhalte, Prüfungen und andere Dinge wie Fußball. Nur über das eigene Lehrerhandeln im Unterricht reden sie kaum.

ZEIT: Warum ist es für Lehrer so schwierig, zu erkennen, wie ihr Unterricht ankommt?

Hattie: Lehrer besitzen starke Vorstellungen über ihr Handeln. Eine ihrer stärksten Annahmen lautet: »Ich kann gut erklären«, auch wenn das falsch ist. Oder Lehrer platzieren ihre Schüler in Gruppen und glauben, dass diese dann voneinander lernen. Dabei besagen Studien aus England, wo 70 Prozent der Lernenden in Gruppen sitzen, dass nur in zwei Prozent der Unterrichtszeit tatsächlich auf Lernziele ausgerichtete Gruppenaktivitäten stattfinden.

ZEIT: Müsstent Lehrer die Selbstbeobachtung nicht schon in der Ausbildung lernen?

Hattie: Die Lehrerausbildung ist weltweit die am meisten notleidende Einrichtung, die ich kenne. Sie ist teuer, und ihre Effekte sind zweifelhaft. Mittlerweile interessiert mich stärker der Einstieg in den Beruf. Denn in den ersten zwei, drei Jahren entwickeln Lehrer ihre Theorie des Lehrens. Gleichzeitig sind die Junglehrer sehr hungrig. Sie wollen es besser machen. Ich glaube, dass diese Phase völlig unterschätzt wird, denn hier werden die Weichen gestellt für die nächsten dreißig Jahre.

ZEIT: Kann denn jeder Lehrer werden?

Hattie: Ich halte nichts von der These, man werde zum Lehrer geboren. Der Lehrerberuf ist eine zu erlernende Profession. Die wichtigste Voraussetzung ist die Flexibilität, zugeben zu können, dass der eigene Unterricht zu wenig erreicht, und die Offenheit, Neues zu lernen.

ZEIT: Wenn Sie Bildungsminister eines Landes wären: Was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Hattie: Ich würde keine großen Strukturreformen beginnen, sondern versuchen umzusetzen, was wir über guten Unterricht wissen. Dazu würde ich mir eine Gruppe von sehr guten Lehrern aufbauen, gewissermaßen die besten des Landes. Mein Ansatz wäre, an vielen Orten Koalitionen zu schmieden von erfolgreichen Lehrern und Schulleitern. Das ist mühsam, aber es funktioniert.



Foto: Marcel Aucar/University Melbourne; Thomas Müller/Imgago (e)

John Hattie

Der Schulforscher

An seinen Untersuchungen kommt niemand vorbei, der sich mit Schule befasst: John Hattie (62) gilt als der weltweit einflussreichste Schulforscher. Zurzeit lehrt er als **Professor für Erziehungswissenschaften** an der University of Melbourne.

Die Studienstudie

In seinem Buch »Visible Learning« (2008) hat der Neuseeländer 800 Metaanalysen ausgewertet, die 50 000 Einzelstudien zusammenfassen. Zentrale Frage: **Was macht guten Unterricht aus?** An den Untersuchungen waren 250 Millionen Schüler be-

teiligt. Das Buch ist in einer kommentierten Übersetzung der Erziehungswissenschaftler Klaus Zierer und Wolfgang Beywl nun unter dem Titel »Lernen sichtbar machen« (Schneider Verlag) auf Deutsch erschienen.

Lernen für die Praxis

John Hattie verbreitert seine **Datenbasis** ständig mit neuen Erhebungen. In seinem Buch »Visible Learning for Teachers« (2011) überträgt Hattie seine Erkenntnisse in die Praxis.



Feedback. Gutes Feedback meldet dem Schüler zurück, wie er die Aufgabe bearbeitet hat, wo er richtige, wo falsche Wege gegangen ist und wie er noch anspruchsvollere Ziele erreichen kann. Dafür muss der Lehrer mit dem Schüler sprechen, schriftliche Kommentare austauschen. Er muss ein Klima schaffen, in dem sich Schüler trauen, Fehler zu machen. Diese sind besonders hilfreich, um besser zu lernen. Gleichzeitig lernt der Lehrer dabei etwas für seinen Unterricht.

ZEIT: Inwiefern?

Hattie: Auch ein Lehrer braucht Rückmeldung über seinen Unterricht. Er muss stets wissen, wo seine Schüler gerade stehen, was sie verstanden haben, welchen Irrtümern sie gerade nachgehen. Nur so kann er sich selbst immer wieder infrage stellen und seinen Unterricht anpassen. Das meine ich, wenn ich von *visible teaching* spreche. Ein guter Lehrer muss seinen eigenen Unterricht durch die Augen der Lernenden sehen, sich also ständig selbst evaluieren.

ZEIT: Sie behaupten, dass Lehrer nicht wissen, wie ihr Unterricht bei den Schülern ankommt?

Hattie: Lehrer überschätzen Schüler ständig. Deshalb müssen sie immer wieder Gelegenheiten schaffen, herauszufinden, wie ihr Unterricht wirklich wirkt. Mit kleinen Tests etwa oder Diskussionen über Lösungswege der Schüler untereinander. Da kann der Lehrer die Schüler quasi denken hören.

ZEIT: Welche Rolle spielen dabei andere Lehrer?

Hattie: Eine enorm wichtige. Viele Lehrer haben ein falsches Verständnis von Autonomie. Sie arbeiten weder mit ihren Kollegen zusammen, noch begutachten sie gegenseitig ihren Unterricht. Ja, sie sprechen nicht einmal darüber. Forscher haben beobachtet, worüber Lehrer in den Pausen reden, und das in Minuten gemessen. Dabei kam heraus, dass Lehrer viel über Schüler reden, ebenso über Lehrinhalte, Prüfungen und andere Dinge wie Fußball. Nur über das eigene Lehrerhandeln im Unterricht reden sie kaum.

ZEIT: Warum ist es für Lehrer so schwierig, zu erkennen, wie ihr Unterricht ankommt?

Hattie: Lehrer besitzen starke Vorstellungen über ihr Handeln. Eine ihrer stärksten Annahmen lautet: »Ich kann gut erklären«, auch wenn das falsch ist. Oder Lehrer platzieren ihre Schüler in Gruppen und glauben, dass diese dann voneinander lernen. Dabei besagen Studien aus England, wo 70 Prozent der Lernenden in Gruppen sitzen, dass nur in zwei Prozent der Unterrichtszeit tatsächlich auf Lernziele ausgerichtete Gruppenaktivitäten stattfinden.

ZEIT: Müsstent Lehrer die Selbstbeobachtung nicht schon in der Ausbildung lernen?

Hattie: Die Lehrerausbildung ist weltweit die am meisten notleidende Einrichtung, die ich kenne. Sie ist teuer, und ihre Effekte sind zweifelhaft. Mittlerweile interessiert mich stärker der Einstieg in den Beruf. Denn in den ersten zwei, drei Jahren entwickeln Lehrer ihre Theorie des Lehrens. Gleichzeitig sind die Junglehrer sehr hungrig. Sie wollen es besser machen. Ich glaube, dass diese Phase völlig unterschätzt wird, denn hier werden die Weichen gestellt für die nächsten dreißig Jahre.

ZEIT: Kann denn jeder Lehrer werden?

Hattie: Ich halte nichts von der These, man werde zum Lehrer geboren. Der Lehrerberuf ist eine zu erlernende Profession. Die wichtigste Voraussetzung ist die Flexibilität, zugeben zu können, dass der eigene Unterricht zu wenig erreicht, und die Offenheit, Neues zu lernen.

ZEIT: Wenn Sie Bildungsminister eines Landes wären: Was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Hattie: Ich würde keine großen Strukturreformen beginnen, sondern versuchen umzusetzen, was wir über guten Unterricht wissen. Dazu würde ich mir eine Gruppe von sehr guten Lehrern aufbauen, gewissermaßen die besten des Landes. Mein Ansatz wäre, an vielen Orten Koalitionen zu schmieden von erfolgreichen Lehrern und Schulleitern. Das ist mühsam, aber es funktioniert.

ZEIT: Müsstent Lehrer die Selbstbeobachtung nicht schon in der Ausbildung lernen?

Hattie: Die Lehrerausbildung ist weltweit die am meisten notleidende Einrichtung, die ich kenne. Sie ist teuer, und ihre Effekte sind zweifelhaft. Mittlerweile interessiert mich stärker der Einstieg in den Beruf. Denn in den ersten zwei, drei Jahren entwickeln Lehrer ihre Theorie des Lehrens. Gleichzeitig sind die Junglehrer sehr hungrig. Sie wollen es besser machen. Ich glaube, dass diese Phase völlig unterschätzt wird, denn hier werden die Weichen gestellt für die nächsten dreißig Jahre.

ZEIT: Kann denn jeder Lehrer werden?

Hattie: Ich halte nichts von der These, man werde zum Lehrer geboren. Der Lehrerberuf ist eine zu erlernende Profession. Die wichtigste Voraussetzung ist die Flexibilität, zugeben zu können, dass der eigene Unterricht zu wenig erreicht, und die Offenheit, Neues zu lernen.

ZEIT: Wenn Sie Bildungsminister eines Landes wären: Was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Hattie: Ich würde keine großen Strukturreformen beginnen, sondern versuchen umzusetzen, was wir über guten Unterricht wissen. Dazu würde ich mir eine Gruppe von sehr guten Lehrern aufbauen, gewissermaßen die besten des Landes. Mein Ansatz wäre, an vielen Orten Koalitionen zu schmieden von erfolgreichen Lehrern und Schulleitern. Das ist mühsam, aber es funktioniert.

ZEIT: Müsstent Lehrer die Selbstbeobachtung nicht schon in der Ausbildung lernen?

Hattie: Die Lehrerausbildung ist weltweit die am meisten notleidende Einrichtung, die ich kenne. Sie ist teuer, und ihre Effekte sind zweifelhaft. Mittlerweile interessiert mich stärker der Einstieg in den Beruf. Denn in den ersten zwei, drei Jahren entwickeln Lehrer ihre Theorie des Lehrens. Gleichzeitig sind die Junglehrer sehr hungrig. Sie wollen es besser machen. Ich glaube, dass diese Phase völlig unterschätzt wird, denn hier werden die Weichen gestellt für die nächsten dreißig Jahre.

ZEIT: Kann denn jeder Lehrer werden?

Hattie: Ich halte nichts von der These, man werde zum Lehrer geboren. Der Lehrerberuf ist eine zu erlernende Profession. Die wichtigste Voraussetzung ist die Flexibilität, zugeben zu können, dass der eigene Unterricht zu wenig erreicht, und die Offenheit, Neues zu lernen.

ZEIT: Wenn Sie Bildungsminister eines Landes wären: Was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Hattie: Ich würde keine großen Strukturreformen beginnen, sondern versuchen umzusetzen, was wir über guten Unterricht wissen. Dazu würde ich mir eine Gruppe von sehr guten Lehrern aufbauen, gewissermaßen die besten des Landes. Mein Ansatz wäre, an vielen Orten Koalitionen zu schmieden von erfolgreichen Lehrern und Schulleitern. Das ist mühsam, aber es funktioniert.

ZEIT: Müsstent Lehrer die Selbstbeobachtung nicht schon in der Ausbildung lernen?

Hattie: Die Lehrerausbildung ist weltweit die am meisten notleidende Einrichtung, die ich kenne. Sie ist teuer, und ihre Effekte sind zweifelhaft. Mittlerweile interessiert mich stärker der Einstieg in den Beruf. Denn in den ersten zwei, drei Jahren entwickeln Lehrer ihre Theorie des Lehrens. Gleichzeitig sind die Junglehrer sehr hungrig. Sie wollen es besser machen. Ich glaube, dass diese Phase völlig unterschätzt wird, denn hier werden die Weichen gestellt für die nächsten dreißig Jahre.

ZEIT: Kann denn jeder Lehrer werden?

Hattie: Ich halte nichts von der These, man werde zum Lehrer geboren. Der Lehrerberuf ist eine zu erlernende Profession. Die wichtigste Voraussetzung ist die Flexibilität, zugeben zu können, dass der eigene Unterricht zu wenig erreicht, und die Offenheit, Neues zu lernen.

Die Fragen stellten WOLFGANG BEYWL, MARTIN SPIEWAK und KLAUS ZIERER

Fortsetzung von S. 35

Das falsche Versprechen

In einschlägigen Internetforen lassen die Endverbraucher Dampf ab und schimpfen über abgebrannte Anchlussdosen, gebrochene Lötstellen, verspannt montierte Module (die nach kurzer Zeit zerbrechen) und immer wieder defekte Wechselrichter. Diese Bauteile machen aus dem Gleichstrom vom Dach netztauglichen Wechselstrom.

ANZEIGE

Stimmt's?
Die Kolumne von Christoph Drösser können Sie auch hören, täglich 6.50 Uhr.
NDR 2

Aber sie verschleifen und gehen dummerweise oft just nach Ablauf der Garantie kaputt. Dann sind gern einmal tausend Euro fällig, dazu kommen die Ausfallverluste.

Das Solarstrommagazin *Photon* führt die Rubrik »Murks des Monats«. Mittlerweile mahnen auch Solarfans wie der Aachener Solarenergie-Förderverein (SFV), der viele Anlagenbetreiber vertritt und stark beteiligt war am EEG, vor den versteckten Nebenkosten: »Wer Wartungsarbeiten und Reparaturen nicht einplant, wird überrascht«, sagt Susanne Jung vom SFV. Und wer nicht regelmäßig die Leistung seiner Anlage prüft, dem ver helfe »erst die jährliche Endabrechnung zur späten Erkenntnis, dass die Anlage nicht richtig lief«.

Von zunehmenden Problemen berichtet auch die Verbraucherzentrale NRW, die sich seit zwei Jahren mit Solartechnik und der einschlägigen Gesetzgebung beschäftigt. Ihr Mitarbeiter Holger Schneidewind mahnt, man könne sich in Wahrheit bestenfalls »die ersten zwei Jahre lang zurücklehnen«. So lange haftet gemäß der gesetzlichen Gewährleistung der Installateur um die Ecke für Mängel. Die vollmundigen Herstellergarantien,

nach denen die Module 20, 25 ja teilweise sogar 30 Jahre lang mindestens 80 Prozent der Anfangsleistung produzieren sollen, seien dagegen oft nicht viel wert. Wer jenseits der Gewährleistungsfrist von zwei Jahren einen Schaden beheben lassen will, staunt in aller Regel. Dann ist nämlich entweder der Hersteller pleite, oder er hat sich ins ferne Ausland zurückgezogen – und der Kunde überlegt sich zweimal, ob er notfalls in den USA oder China klagen will. Hat der Eigentümer gewechselt, sind der neuen Firma die geerbten Garantieverpflichtungen nicht selten lästig und er kommt ihnen nur widerwillig nach.

Oder es kommt der Verweis aufs Kleingedruckte. Da steht dann beispielsweise, dass nur das Modul ersetzt wird. Sämtliche Kosten einer fälligen Prüfung, des Abbaus, des Transports und der Neuinstallation trägt der Kunde. Diese Nebenkosten können den Modulpreis weit übersteigen. Ein anderer Trick: Der Kunde muss den Fehler in-

nerhalb weniger Tage nach Auftreten melden. Soll er etwa täglich aufs Dach klettern und die Module inspizieren? »Wer sich richtig auskennt, nimmt solche Garantien nicht zu ernst«, sagt der Jurist Schneidewind. Die Verbraucherzentrale verschickt wegen »unlauterer Garantieverprechen« regelmäßig Abmahnungen.

Wie schlecht es der Branche wegen der immer knapperen Einspeisevergütung und des harten Konkurrenzkampfes geht, zeigt sich an den neuesten Geschäftsmodellen. So versuchen Drückerkolonnen, Eigenheimbesitzern Solaranlagen aufzuschwarzen. Wer sich rumkriegen lässt und unterschreibt, könnte sich später wundern. Will er, wie bei Haustürgeschäften meist gesetzlich erlaubt, vom Vertrag zurücktreten, schickt die Firma ein Inkassounternehmen. Das pocht auf die Einhaltung des Vertrags. Solaranlagenbetreiber seien keineswegs gesetzlich besonders geschützte Verbraucher, sondern Unternehmer, die Umsatzsteuer zahlen. Und die

genießen weniger Schutz. Bis heute gibt es in dieser Frage noch kein höchstrichterliches Urteil. Wenn demnächst Photovoltaikanlagen auch über das Internet verkauft werden, fragt sich, ob die Käufer wie üblich das Recht haben, vom Fernabsatzvertrag zurückzutreten.

Der Preisverfall in der Solarbranche betrifft auch die Tester von Adler Solar. Sie werden in Zukunft weniger defekte Module zum Prüfen und Reparieren bekommen, einfach weil es sich wegen schrumpfender Modulpreise immer weniger lohnt. Noch gibt es kein funktionierendes Recycling – dabei ist absehbar, dass Photovoltaik-Module zu Wegwerfartikeln werden. Arbeitslos werden die Bremer trotzdem nicht werden: Weil die Konflikte um Garantie und Versicherung immer häufiger vor Gericht ausgetragen werden, wird der Bedarf an Gutachtern weiter wachsen.

www.zeit.de/audio